

Unverkäufliche Leseprobe



FERDINAND  
GREGOROVIVS  
BRIEFE NACH  
KÖNIGSBERG  
1852–1891

Verlag C.H.Beck

**Ferdinand Gregorovius**  
**Briefe nach Königsberg**  
1852-1891

304 Seiten, In Leinen  
ISBN: 978-3-406-65012-3

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/11934929>

Ein Leben als Privatgelehrter.  
Ferdinand Gregorovius in seinen Briefen  
nach Königsberg

VON DOMINIK FUGGER

*Zur Einführung*

Ferdinand Gregorovius (1821–1891) gehörte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu den meistgelesenen deutschsprachigen Historikern. Wilhelm Dilthey rühmte «die glänzende Sprache des hervorragenden Geschichtsschreibers», in dessen Werk «die Ereignisse nichts an ihrem Zauber [verlieren], indem sie auf ihre kritische Wahrheit zurückgeführt werden».<sup>1</sup> Und noch Golo Mann bekennt, daß sich seine «Ansichten von dem, was Geschichtsschreibung sein kann, nicht muß, aber doch auf ihrem Höhepunkt sein sollte», an der Lektüre von Gregorovius' «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter», «einem der nicht gar zu vielen vollkommenen historischen Werke in deutscher Sprache»,<sup>2</sup> gebildet hätten. Doch ganz einig wurde sich die historiographische Zunft nie über den Gelehrten, der sich so gerne als Außenseiter sah und inszenierte, der Rufe auf Professuren generell ablehnte – sei es nach Jena oder München – und dessen jedenfalls in frühen Jahren betont unprofessionelle Berufsauffassung einer Epoche anzugehören schien, welche die Geschichtswissenschaft mit ihrer universitären Institutionalisierung überwunden sehen wollte. Gregorovius haftete etwas seltsam Unzeitgemäßes an; er irritierte, polarisierte auch durch Persönlichkeit und Habitus, und diese Wirkung blieb ihm weit über seinen Tod hinaus. Zu seinem einhundertsten Geburtstag erschien eine Biographie von Johannes Hönig, die einzige bis heute. Den Rezensenten des damals wie heute erst-rangigen Organs fachhistorischer Selbstverständigung, der Historischen Zeitschrift, stellte sie vor eine schwere Aufgabe; denn, so befand er, die Lebensbeschreibung mache «es einem bewußt, daß wir noch gar nicht in der seelischen Lage sind, diese Erscheinung so zu fassen und so zu formen, wie es ihrer Bedeutung entspricht. Gregorovius wird uns nicht intim.»<sup>3</sup>

Und heute? Zum einhundertsten Todestag des Geschichtsschreibers im Jahr 1991 gab es einen erneuten Anlauf, ihn ins Gedächtnis der Zunft zurückzuholen, und dabei ist viel Verdienstvolles entstanden.<sup>4</sup> Doch zwanzig Jahre später erscheint es noch nicht ausgemacht, ob das Interesse von Dauer sein wird, denn die Veröffentlichungen seither blieben überschaubar. Oder

sollte sich eine von Gregorovius' häufigeren Klagen bewahrheiten, daß er im Ausland mehr geschätzt werde als in der Heimat? Richtet man den Blick über die Sprachgrenze, so findet man Gewichtiges in jüngster Zeit, darunter Übersetzungen ins Schwedische, vor allem aber – und das ist nun doch erstaunlich – die erste komplette Übersetzung der ‹Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter› ins Polnische, einhundertfünfzig Jahre nach der deutschen Erstausgabe. Das erreichen die wenigsten.

Das Bild bleibt schillernd, und mit den hier versammelten Briefen soll ihm eine neue Facette hinzugefügt werden. Folgen wird ihnen in Kürze eine Edition von Gregorovius' politischer Publizistik aus der Revolutionszeit 1848 bis 1850. Diese Bemühungen wollen nicht mehr als Material zur Verfügung stellen, das neues Licht auf die inneren und äußeren Entstehungsumstände des Gregorovius'schen Geschichtswerks werfen kann. Sie gehen dabei von der ersten Epoche der intellektuellen Entwicklung jenes Mannes aus, dessen Lebensgang und Selbstverständnis im Spannungsverhältnis zwischen nationalliberaler Bewegung und Kosmopolitismus innerlich wie äußerlich oszillierte. Für Gregorovius, der 1821 in der masurischen Provinz geboren worden war und 1838 zum Studium nach Königsberg gelangte, wurde die Stadt am Pregel zum Nährboden seiner geistigen Entwicklung, bis er ihr 1852 enttäuscht den Rücken kehrte. Es folgten ein Sommer auf Korsika und schließlich die Wahl Roms zur neuen Heimat mit der inneren Rechtfertigung, welche der Plan einer monumentalen Geschichte der ewigen Stadt im Mittelalter verlieh. Knapp zwanzig Jahre währten Arbeit und Aufenthalt, dann brach der Historiker seine Zelte ab und kehrte zurück über die Alpen, nach München. Ein ruhiger Alterssitz wurde ihm die Stadt nicht; mehrere Monate jährlich verbrachte Gregorovius nach wie vor in Rom. Die Verbindung, die der römische Ehrenbürger mit München einging, blieb oberflächlich; Preußen und Italien, Königsberg und Rom, diese Namen bezeichnen die Gegensätze, zwischen denen Gregorovius' Dasein im Innern wie im Äußeren ausgespannt war. Die hier zusammengestellten Briefe machen diese Beziehung sichtbar, indem sie die beiden Pole wie Feldlinien miteinander verbinden. Man wird die Korrespondenzen nicht als Informationsquellen über die Königsberger Lokalhistorie lesen können, denn kaum benennt Gregorovius konkrete Ereignisse, und wenn, dann lägen sie lange zurück. Was sich hier darstellt, oft subtil und unausgesprochen, ist ein Verhältnis: Für Gregorovius bilden seine Königsberger Erlebnisse und Prägnungen die Folie, vor der all die Eindrücke wahrgenommen werden, die Italien für den ostpreußischen Protestanten bereithielt. Die Gefühle, die Gregorovius gegenüber der Stadt seiner frühen Jahre entwickelt, sind dabei alles andere als nostalgisch zu nennen. Man kann im Gegenteil den Eindruck gewinnen, als steigere sich der Neu-Römer geradezu in eine Königs-

bergverachtung hinein; kaum ein Ausdruck ist derb genug, und kein Bild kann zu drastisch sein, wenn es darum geht, seinem Abscheu Luft zu machen. Königsberg ist ein Weltwinkel, von dem man sich verwundern muß, daß sich «bislang so wenige Spuren von Menschenfresserei gezeigt»<sup>5</sup> haben, wenn nicht gar ein «Misthaufen»,<sup>6</sup> an den zu denken Übelkeit verursacht. Mochten gemeinsame Erlebnisse beim einen oder anderen Korrespondenten Verständnis für solche Urteile schaffen, so unterliefen Gregorovius auch immer wieder Ausfälle, die zu Irritationen bei seinen Briefpartnern führten. Seine Bemerkung, daß Königsberg so hochmütig mache wie Rom demütig, nahm sein akademischer Lehrer Karl Rosenkranz persönlich, obwohl sie augenscheinlich nicht auf ihn gemünzt war. Noch weniger erfreut dürfte sein Studienkollege und Freund Albrecht Pancritius gewesen sein, als er sich von Gregorovius ohne Umschweife jenen «gelehrten Papparbeitern»<sup>7</sup> zugerechnet fand, die demnach die intellektuelle Physiognomie der Stadt Kants ausmachten. Die rasche Abkühlung des Verhältnisses beider Freunde zueinander wird sich nicht zum wenigsten auf solche Ungeschicklichkeiten zurückführen lassen. Daß es Gregorovius nur unzureichend gelang, in der Wahrnehmung seiner Korrespondenten von eigenen Betroffenheiten abzuweichen, zeugt von der Stärke der Prägung und der Schwere der Bürde, die ihm seine Königsberger Jahre aufgegeben hatten. Doch was hatte er zurückgelassen?

Als Gregorovius Königsberg im Alter von 17 Jahren zum erstenmal betrat, zählte die Stadt gegen 70 000 Einwohner, ein merklicher Anstieg erfolgte erst in den fünfziger Jahren. Damit hielt sie, weder was Größe noch was Dynamik angeht, einen Vergleich mit Berlin aus, denn hier lebten bereits 400 000 Menschen, und die Metropole wuchs in der Zeit erheblich. Rom übrigens war, als Gregorovius es fünfzehn Jahre später kennenlernte, mit kaum 200 000 Einwohnern immerhin noch knapp dreimal so groß wie die Stadt am Pregel. Mehr jedoch als unter mangelnder Größe litt Königsberg unter seiner Lage und möglicherweise am meisten unter seinem provinziellen Ruf. Wen Geschäfte oder Neigung nach Berlin führten, der hatte noch in den dreißiger Jahren eine Reisezeit von einer Woche für den einfachen Weg per Postkutsche zu veranschlagen, und trotz gewisser Verbesserungen in den Folgejahren blieb ein Ausflug von der Peripherie in die Hauptstadt beschwerlich. Den entscheidenden Fortschritt, den die preußische Ostbahn in dieser Hinsicht brachte, konnte Gregorovius erst von Rom aus würdigen. Zur Abgelegenheit kam das rauhe Klima – kurzum, wem kleinstädtische Beschaulichkeit und lange Winter nicht anziehend erschienen, der hatte wenig Veranlassung, Königsberg als Wohnort ins Auge zu fassen, sofern nicht äußere Gründe dazu bewogen. All dies wirkte sich auch auf die Universität

aus und damit auf Gregorovius' tatsächlichen und geistigen Lebensmittelpunkt. Die Albertina büßte seit Mitte der dreißiger Jahre erheblich Studenten ein, von über 400 Immatrikulierten sank die Zahl auf 317 im Jahre 1846.<sup>8</sup> Danach ging es wieder aufwärts, jedoch nur langsam. Manche Professoren erließen den zumeist armen Studenten die ohnehin nicht üppig fließenden Kollegengebühren. Obwohl davon nicht unmittelbar betroffen – die Einnahmen standen den Dozenten zu –, zeigte sich das Ministerium von dieser Praxis wenig erbaut und ließ wissen, man «sähe es lieber, wenn die Herren Professoren ihre Studierenden durch den Wert ihrer Vorlesungen anzögen, als durch den Erlaß des Honorars».<sup>9</sup> Zwar hatte die Universität noch immer große Gelehrte vorzuweisen; deren Wirkungskreis als Universitätslehrer beschränkte sich allerdings ganz auf die ostpreußische Jugend, die in diesen Jahren die Königsberger Studentenschaft stellte. «Der Wunsch, einen der beiden großen Philologen Lobeck und Lehrs zu hören, hat wohl niemals auch nur einen einzigen aus der Ferne nach Königsberg gezogen», urteilt deren Schüler und späterer Kollege Ludwig Friedländer.<sup>10</sup> Namentlich der Zuzug von Studenten aus dem Baltikum war in jener Zeit ganz zum Erliegen gekommen. Die Albertina war zu dem geworden, was man vornehm eine Provinzialuniversität nennen konnte. Zugleich verschob sich das Schwergewicht zusehends hin zur Philologie und damit weg von der Theologie,<sup>11</sup> zu deren Studium Gregorovius wie schon sein älterer Bruder Rudolf in die Stadt gekommen war und zu deren Praxis er sich berufen sah.

Gerade auf diesem Feld wurde Gregorovius die erste einer langen Reihe von Enttäuschungen bereitet, die seine Zeit in Königsberg belastete. Mit seiner Ankunft fand er sich in eine Stadt versetzt, deren Bürgerschaft sich über dem sog. Königsberger Religionsprozeß – vulgo Muckerprozeß – zerspaltete. Als «Muckertum» bezeichnete man in wenig schmeichelhafter Weise den Pietismus, der sich in der Stadt Kants, gleichsam als Gegengewicht zur reinen Vernunft und einer rationalistischen Strömung der Theologie, weit ausgebreitet hatte. Seine Königsberger Wurzeln reichten bis auf die Offenbarungen des Theosophen Johann Heinrich Schönherr (1770–1826) zurück, der am Ort bereits zu Anfang des Jahrhunderts eine nicht unerhebliche Anhängerschaft gefunden hatte. Sein bedeutendster Jünger, Johannes Ebel (1784–1864), wurde 1816 Archidiakon der Königsberger Altstadt und scharte in dieser Funktion über Jahrzehnte hinweg eine Gemeinde um sich, in der er Seelsorge nach den Prinzipien der Schönherr'schen Anthropologie betrieb. Es war weniger die Zahl, die seine Anhängerschaft bedeutend machte, als der Rang ihrer Mitglieder, denn es fanden sich nicht wenige Angehörige der ersten Familien darunter. 1835 erhob das Konsistorium Anklage gegen Ebel und seinen Mitstreiter, den Pfarrer Georg Hein-

rich Diestel. Bezichtigt wurden sie sittlicher Verfehlungen, die in ihrem Kreis vorgefallen sein sollten; die «Seelenbrautschaft», die sie mit ihren Anhängerinnen pflegten, zog die Phantasien ihrer Mitmenschen im weiten Umkreis auf sich<sup>12</sup> – zu Unrecht, wie der bis 1842 schwelende Prozeß ergab. Die moralischen Anschuldigungen wurden fallengelassen und ebenso der Vorwurf der Sektenstiftung; ihres Amtes enthoben wurden die beiden Geistlichen dennoch, wegen «Verletzung ihrer Amtspflicht aus grober Fahrlässigkeit».<sup>13</sup>

Der Konflikt war noch nicht entschieden, da brach eine andere theologische Front auf, diesmal an der Universität. Der Pietismus hatte hier nie Fuß gefaßt, statt dessen war man traditionell dem Rationalismus verpflichtet, mit dem sich vielfach eine Neigung zum politischen Liberalismus verband. Mit Heinrich Hävernicks gelangte 1841 allerdings ein Mann an die Fakultät, der zu den profiliertesten Verfechtern der lutherischen Orthodoxie zählte. Der liberalen Studentenschaft war der Alttestamentler durch den ihm vorausgehenden Ruf von Anbeginn eine Unperson, die durch allerlei Widersetzlichkeiten, soweit es ging, an ihrer Arbeit gehindert wurde. Daß man auf den Gedanken kommen konnte, Hävernicks habe seinen Ruf an die Albertina dem Kalkül zu verdanken, seinen dort lehrenden, theologisch freisinnigen und politisch liberalen Fachkollegen Cäsar von Lengerke in Schach zu halten, trug nicht zu seiner Beliebtheit bei. Tatsächlich wechselte von Lengerke zwei Jahre nach Hävernicks Dienstantritt an die philosophische Fakultät und zog damit die Konsequenzen aus seinen Sympathien für den Liberalen Johann Jacoby, der bereits in dieser Zeit ein prominenter Mann war und später in der Revolution zum Königsberger Volkshelden avancierte. 1851 wurde von Lengerke schließlich vorzeitig pensioniert.

Von Gregorovius' innerer Entwicklung wissen wir gerade in dieser ersten Königsberger Zeit nur sehr wenig, aber wir kennen das Ergebnis. Zwar legte er 1841 sein erstes theologisches Examen ab, doch der Pfarrberuf war ihm in den zurückliegenden Jahren unmöglich geworden.

«Ich habe einen Christus, ἄθεος und ἀνομοούσιος, so wie ich und wir alle ἄθεοι sind, ohne gottlos zu sein, ich habe kein Wissen und keinen Glauben als an den heiligen Geist, der wir alle sind.»<sup>14</sup> Das Bekenntnis datiert vom Ende seines Studiums und ist an den Bruder Rudolf gerichtet, der als evangelischer Pastor in der ostpreußischen Provinz amtierte – und es steht sehr deutlich unter dem Einfluß der Thesen des Tübinger Stiftsrepetitors David Friedrich Strauß. Dieser hatte mit seinem «Leben Jesu, kritisch bearbeitet», das erstmals 1835/36 erschienen war, ein Erdbeben ausgelöst. Strauß' entmythologisierende Lesart der Evangelien brach mit der Vorstellung von göttlicher und menschlicher Natur des einen Christus, indem er jeden Anspruch der Evangelien auf Historizität ablehnte. Allerdings stellt sich der

Theologe Strauß «am Schlusse der Kritik von Jesu Lebensgeschichte die Aufgabe, das kritisch Vernichtete dogmatisch wieder herzustellen».

Für Gregorovius hatte sich mit dem Verlust des «positiven Christusglaubens»,<sup>15</sup> wie er sich später einmal ausdrücken sollte, nichts weniger als eine Lebensperspektive erledigt. Äußerlich bedeutete dies, daß an die Stelle des Pfarramtes eine Aussicht als Lehrer in der Provinz getreten war. Tatsächlich verläßt er nach seinem Examen für einige Zeit die Stadt und verdient seinen Lebensunterhalt an verschiedenen Orten auf dem Land, zuletzt als Leiter einer Privatschule in Soldau.<sup>16</sup> Gregorovius' Sinnsuche war damit freilich nicht an ihr Ende gekommen. Er blieb durchgehend mit dem Mann in Kontakt, der Strauß' Thesen überhaupt erst nach Königsberg vermittelt hatte, nämlich dem als Nachfolger Herbarts auf Kants Lehrstuhl berufenen Philosophen Karl Rosenkranz.<sup>17</sup> Dieser hatte 1833 im jugendlichen Alter von 26 Jahren sein Katheder bestiegen und wuchs kraft seiner intellektuellen wie persönlichen Ausstrahlung rasch zur Leitfigur der studierenden Jugend heran. Königsberg wurde somit binnen kurzem zu einem der intellektuellen Zentren der einsetzenden Hegelschen Schulbildung – und Rosenkranz zu einem der Schulenhäupter.

Die Interessen des jungen Professors waren weit gespannt, neben Philosophie (vor allem Ästhetik, Logik und Philosophiegeschichte) umfaßten sie Pädagogik («Die Pädagogik als System»), Psychologie («Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist») und nicht zuletzt Literaturwissenschaft, hier vor allem mittelalterliche Literatur und Goestudien – all dies in einem Hegelschen Geist. Gregorovius wählte sich den charismatischen Philosophen zum Doktorvater. Seine Dissertation über die Ästhetik Plotins nimmt ebenso Anregungen seines akademischen Lehrers auf wie eine Studie über Goethes «Wilhelm Meister», die schon der späten Königsberger Zeit angehört. Anderes, wie Rosenkranz' Interesse für germanische Mythologie,<sup>18</sup> fand Widerhall eher bei Gregorovius' Kommilitonen und Freund, dem Nordlandfahrer und späteren Lehrer Albrecht Pancritius; und Gregorovius sparte nicht mit Spott über «ranzige Seehundspoeme», die man «doch füglich nicht vorzerren» sollte.<sup>19</sup> Die beiden Männer dürften etwa gleichzeitig in das engste Umfeld des Philosophen gekommen sein. Dort trafen sie unter anderem auf den um einige Jahre älteren Alexander Jung, der sich vielfach publizistisch betätigte, 1840 eine Kampfschrift «Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus» erscheinen ließ und zwischen 1842 und 1845 das Königsberger Literaturblatt redigierte.

In Rosenkranz' Umfeld wurde alles diskutiert, was die Zeit bewegte. Kritiklose Übernahme von Positionen des akademischen Lehrers wurde offenbar nicht verlangt, weder nach innen noch nach außen hin. Mitten in der Revolution ließ Rosenkranz in der Königsberger Hartungschen Zeitung

eine anderthalbspaltige kritische Rezension von Gregorovius' eben veröffentlichter ‚Idee des Polentum‘) erscheinen.<sup>20</sup> Gregorovius hatte in einem Hegelschen Sinn Partei für die Polen ergriffen und als partikularen Beitrag des polnischen Volkes zum Weltgeist die Idee der Republik ausgemacht. Der Angegriffene antwortet einige Tage später wiederum öffentlich, indem er seine Position in einer «Entgegnung an Prof. Dr. Karl Rosenkranz» bekräftigte.<sup>21</sup> Dem engen Verhältnis der beiden Männer schadete dieser Disput offensichtlich nicht. Auch in späteren Jahren gibt es kritische Töne, wenn auch nicht mehr öffentlich. So schien dem Literaten Gregorovius Rosenkranz' 1855 erschienene Geschichte der Poesie vom Königsberger Geist «ziemlich verdorben» – wozu freilich zu bemerken ist, daß auch der Autor selbst deutliche Vorbehalte gegenüber seinem Produkt hegte.<sup>22</sup> Doch mochten die Meinungen über Einzelheiten auseinandergehen, auf das große Ganze gesehen blieb Gregorovius in einer sehr bewußten Weise Schüler seines Lehrers. Was er von Rosenkranz übernahm und woran er zeitlebens festhielt, war die höhere Hegelsche Warte, der philosophische Standpunkt. Zwar nimmt Gregorovius in späteren Jahren wahr, «daß im geistigen Proceß der Wissenschaft die völlige Emancipation von der Hegelschen Art in Deutschland sich vollzogen hat»,<sup>23</sup> doch alle Denker, die Gregorovius zu beeindrucken vermögen, gehören in der einen oder anderen Weise der Hegelschen Schule an: Kuno Fischer, («der einzige Deutsche, der mir in Rom als ein besonderer Mann erschienen ist»<sup>24</sup>), Friedrich Theodor Vischer («einer der besten Köpfe Deutschlands, dessen großes Werk bleiben wird»<sup>25</sup>) und schließlich die neapolitanischen Hegelianer, die Gregorovius erst kennenlernte, als er seine römische Epoche abgeschlossen hatte: Augusto Vera, dem er einen Aufsatz in seinen kleinen Schriften widmet, und Raffaele Mariano. Wo er die philosophische Vogelperspektive nicht eingenommen sah, witterte er rasch Pedanterie und Beckmessertum und insbesondere einen Mangel an Humanität. Rosenkranz seinerseits achtete das Werk seines Schülers und gab seinen Studenten Gregorovius' Geschichtsschreibung zum Vorbild auf.

Während Gregorovius den Briefwechsel mit Rosenkranz bis zu dessen Tode nie abreißen ließ, hielt er im übrigen wenig Verbindung zu seinen akademischen Lehrern. Karl Lehrs – bei dem er allerdings nie studiert hatte – sendet er eine Glückwunschartikel zu dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum und läßt ihn des öfteren grüßen; Wilhelm Drumann taucht noch nicht einmal dem Namen nach auf. Daß der letztgenannte Königsberger Historiker, welcher der Nachwelt allenfalls noch für seine Geschichte des antiken Rom in schwacher Erinnerung geblieben ist, keinen Einfluß auf Gregorovius geübt habe, wird man dennoch nicht sagen können. Auf seine Anregung geht immerhin Gregorovius' historiographischer Erstling, die 1851

erschienene ›Geschichte des römischen Kaisers Hadrian in seiner Zeit‹, zurück. Daß Drumann zwei Jahre bevor Gregorovius seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter beginnt, mit einer Geschichte Bonifatius' VIII. an die Öffentlichkeit getreten war, sei an dieser Stelle nur konstatiert. Auch inwieweit Drumanns betont kulturhistorische Ausrichtung in Gregorovius' Werk einen Widerhall findet, wäre Gegenstand einer eigenen Untersuchung. Die Kluft zwischen beiden Männern war politischer Natur: Drumann hing an der alten Ordnung, Gregorovius' Streben galt einer neuen.

Gerade zu der Zeit, als Gregorovius erstmals nach Königsberg gekommen war, nahm die liberale Opposition einen raschen Aufschwung, der sich sowohl in einer Ausschärfung ihres Programms als auch in der Weiterentwicklung ihrer organisatorischen Möglichkeiten niederschlug.<sup>26</sup> Soweit erkennbar, ist die Rolle des jungen Studenten zunächst unauffällig. Dies allerdings änderte sich zur Mitte der vierziger Jahre. Seit 1845 lebte Gregorovius wieder dauernd in Königsberg. Der Plan einer universitären Laufbahn scheint sich in dieser Zeit verfestigt zu haben. Den Lebensunterhalt sollte einstweilen eine Anstellung an einer Mädchenschule sichern; hinzu trat bald eine ausgreifende publizistische Tätigkeit. Bereits in der Zeit seiner Abwesenheit hatte er bei Königsberger Verlagen seine ersten, ganz unter dem Eindruck der Zeitereignisse stehenden Veröffentlichungen drucken lassen: Gregorovius begann seine schriftstellerische Laufbahn 1843 mit einer – pseudonym erschienenen – Königsberg-Satire ›Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland‹. Sie verband gesellschaftspolitisches Interesse mit persönlichen Erfahrungen in Stadt und Universität. Mit ›Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik‹ folgte zwei Jahre später sein erster Roman, der zugleich sein letzter bleiben sollte. Die Schrift ist das Zeugnis einer persönlichen Ablösung von der Romantik, welche letztere unter dem Verdikt stand, die politische Tat an gesellschaftliche Träumereien verraten zu haben.

Dem so ausgewiesenen Talent bot der Königsberger Bankier Adolf Samter eine Plattform, indem er sich von den Zeitumständen bewegen ließ, einen Verlag zu gründen, der für die kurze Zeit seines Bestehens den liberalen Kräften eine öffentliche Stimme verlieh. Samter gelang es, neben Gregorovius unter anderem die bereits erwähnten Professoren Rosenkranz und von Lengerke, die Schriftsteller Ludwig Walesrode und Alexander Jung und den Arzt Ferdinand Falkson in die Verantwortung für seine neugegründeten Baltischen Blätter für Literatur, Kunst und Theater zu nehmen. Das ambitioniert gedachte und nicht weniger ambitioniert angekündigte Projekt währte indessen nicht lange; bereits nach Ablauf eines halben Jahres stellte der Verleger das Kulturblatt wieder ein, um, wie es den Anschein hat, seine Energien in einem neuen Organ zu bündeln, das den tagespolitischen An-

sprüchen entgegenkam: der Neuen Königsberger Zeitung. Für Gregorovius brachte dies eine Ausweitung seines Tätigkeitsfeldes, indem er bis zur Einstellung der Zeitung im Jahre 1850 neben zahlreichen Feuilletons nicht weniger als 92 Leitartikel beisteuerte.<sup>27</sup> Durch dieses Engagement, durch Auftritte in den revolutionären Bürgerversammlungen und schließlich durch seine Exposition als Deputierter des 1849 zusammentretenden preußischen Provinzialkongresses zur Wahrung des verfassungsmäßigen allgemeinen Wahlrechts band Gregorovius sein persönliches Schicksal eng an den Erfolg der Revolution – und der blieb bekanntlich aus. In der Folge verließen einzelne Protagonisten der Bewegung freiwillig oder unfreiwillig das Land. So sah der Dramatiker Albert Dulk schon 1849 keine Möglichkeit mehr, seine weitausgreifenden gesellschaftlichen und privaten Reformprojekte in Preußen umzusetzen. Ludwig Walesrode, einer der prominentesten Aktivisten der Revolution, harrete länger aus: Unerbittlich verfolgt von der Königsberger Reaktion und ihrer publizistischen Waffe, dem «Königsberger Freimüthigen», übersiedelte er 1854 zermürbt nach Hamburg. Robert Schweichel (1821–1907), Königsberger Kaufmannssohn und in ähnlicher Weise engagiert wie Gregorovius, wurde noch 1855 wegen Verstößen gegen das Pressegesetz ausgewiesen und lebte zunächst in der Schweiz, später in Berlin. Die verbliebenen Köpfe des Liberalismus standen unter strenger Beobachtung. Der eigentliche Volksheld der Königsberger Revolution, der jüdische Arzt Johann Jacoby, wurde unter Polizeiaufsicht gestellt und beschränkte sich in den Folgejahren ganz auf seine medizinische Praxis. Dazu kamen diejenigen, die als Lehrer im Staatsdienst, wie der in Gregorovius' Briefen anfangs erwähnte Schumann, keine Aussicht auf Beförderung hatten und froh sein mußten, wenn sie nicht entlassen wurden. Längst nicht mit allen Genannten scheint Gregorovius engere Beziehungen unterhalten zu haben. Aber sehr deutlich mußte dem ehemaligen Leitartikler der mittlerweile eingegangenen Neuen Königsberger Zeitung und jetzigen Mädchenschullehrer vor Augen stehen, daß sein Wirkungskreis in Königsberg auf unabsehbare Zeit hinaus ein sehr beschränkter bleiben würde. An eine Habilitation, die Gregorovius zwischenzeitlich geplant hatte, war nicht zu denken. Ein Brief des Jahres 1851 bringt die Stimmung, die sich des jungen Literaten bemächtigt hatte, ins Bild: «Erinnerst Du Dich vielleicht des alten Räubermärchens, wo erzählt wird, daß der in die Höhle geratene arme Reisende durch eine Blei- decke erdrückt wird – dann wirst Du ungefähr eine Vorstellung von dem haben, womit ich unsere gegenwärtige Atmosphäre bezeichnen möchte. [...] Der Gegensatz zu dem Freiheitsschwindel von 48 ist entsetzlich schneidend geworden.»<sup>28</sup>

Ein anderes kam hinzu: Empfänger dieser Zeilen war der junge Historienmaler Ludwig Borntreger, der sich zu dieser Zeit bereits seit einigen

Monaten in Italien aufhielt, um dort in Begleitung seiner Mutter Klara Josephe, geb. Dorn, ein Lungenleiden auszukurieren, das er sich bei einem Studienaufenthalt in Antwerpen zugezogen hatte. Klara Bornt Träger war die Witwe des Verlegers Georg Ludwig Bornt Träger, der 1818 gemeinsam mit seinem älteren Bruder Friedrich die Nicolovius'sche Buchhandlung in Königsberg übernommen hatte. Den beiden Brüdern gelang es in engem Kontakt mit der Königsberger Universität, binnen kurzem ein sehr beachtliches wissenschaftliches Verlagsprogramm aufzubauen. Georg Ludwig Bornt Träger allerdings verstarb bereits 1843 und hinterließ eine kinderreiche Familie. Gregorovius' Verhältnis zu der zwanzig Jahre älteren, gebildeten und musikalischen Verlegerwitwe scheint durchaus schwärmerischer Natur gewesen zu sein. Enge Freundschaft verband ihn darüber hinaus mit ihren jüngeren Kindern, neben dem 1828 geborenen Ludwig, der sich 1846 an der Münchner Akademie der bildenden Künste immatrikuliert hatte, vor allem mit den seinerzeit noch zu Hause lebenden Töchtern Johanna und Klärchen. Zu den weiteren Gästen der Familie gehörten der Komponist und Klavierpädagoge Louis Köhler, der 1850 die zweitjüngste Tochter Johanna heiratete, und der Kaufmann Louis Harder. Beide zählten zu Gregorovius' engsten Freunden. Durch die Abreise von Klara und Ludwig Bornt Träger war diesem Kreis das Zentrum abhanden gekommen; Königsberg hatte für Gregorovius seinen privaten Mittelpunkt verloren.

Nimmt man alles zusammen, bot Gregorovius' Lage im Königsberg des Jahres 1851 wenig Grund zur Freude. Im Alter von dreißig Jahren war er politisch desillusioniert und ohne akademische Perspektive. Hinzu trat ein Unbehagen an der eigenen schriftstellerischen Produktion, über der sich der junge Literat nicht gefunden hatte. Dabei hatte er so vieles versucht: Zeitsatire und Zeitroman, Historiendrama und literaturwissenschaftliche Abhandlung, philosophische Studie und Geschichtsschreibung – ganz zu schweigen von den Projekten, die nie zum Abschluß kamen, wie etwa jenem «philosophischen Gedicht», von dem die Neue Königsberger Zeitung am 29. Juni 1850 vermeldet, sein Verfasser habe es nach dreijähriger Arbeit vollendet, und das dennoch nie erscheint. Bedenkt man, wie abfällig Gregorovius sich über all dies schon in den Anfängen seiner italienischen Zeit äußert, so wird man annehmen müssen, daß das innere Zerwürfnis mit dem eigenen Schaffen bereits die späten Königsberger Jahre überschattete. Ein Erfolg, der erkennbar über die Grenzen Ostpreußens hinausreichte, wurde keinem seiner Frühwerke zuteil. Ob es darüber hinaus noch «persönlicher Erlebnisse und daraus drohender Konflikte» bedurfte, die es Gregorovius «bei seiner Denkweise als Pflicht erscheinen ließen, die Heimat freiwillig zu meiden»,<sup>29</sup> mag fürs erste dahinstehen. In der Rückschau hat sich Grego-

rovius einmal als einen «von Schicksalsmächten, nicht von politischen Mächten Verbannten»<sup>30</sup> bezeichnet. Welche Erlebnisse im einzelnen hinter solch wuchtigen Formulierungen stehen, wird sich möglicherweise nie mehr vollkommen auflösen lassen. Sicher ist, daß Gregorovius seit 1851 nur noch durch einen Mangel an Reisemitteln vorderhand in Königsberg zurückgehalten wurde. Das Ziel seiner Pläne verblieb zunächst unbestimmt; Leipzig stand ihm als eine Möglichkeit vor Augen, am strahlendsten aber Italien, um dort mit Klara und Ludwig Bornträger ein neues Leben zu beginnen. Ein Reisekredit des Freundes machte es schließlich möglich, den Weg über die Alpen anzutreten. Doch selbst noch diese Aussicht verdüsterte sich jäh: Bereits in Wien erhielt Gregorovius die Nachricht, daß Ludwig Bornträger seinem Lungenleiden erlegen war. Auch eine robustere Natur, als sie Gregorovius gegeben war, hätten in einer solchen Lage depressive Verstimmungen befallen können. Die innere Verfassung des Italienreisenden schlägt sich in seinem Tagebuch nieder: «Ich verzweifelte daran, daß in mir noch etwas Zukunftsvolles lebe. Ich gab mich fast verloren.»<sup>31</sup> Er läßt Italien einstweilen fahren und wendet sich nach Korsika. Dort vollzieht sich eine erstaunliche, unerwartete Wandlung. Was der Aufenthalt auf der Mittelmeerinsel für den Königsbergflüchtling Gregorovius bedeutete, versucht er im ersten Brief dieser Sammlung in Worte zu fassen: «Es ist eine unsäglich kritische Luft gewesen, die ich dort [in Königsberg] ein- und ausgeatmet habe, und davon, von jeglichem Recensiren und Kritikmachen erlöst zu sein, rechne ich als die allergrößte Wolthat, die mir noch je widerfahren ist. Ich habe mehr als ein rundes Jahr gebraucht, um erst genießen zu können, so sehr war ich von dem Negativen durchdrungen. Nun recensire ich nichts mehr, sondern sehe nun das Wirkliche mit immer größeren Augen. Aber ich gestehe es noch einmal, daß ich nicht einmal verstand einen Berg zu sehn, daß ich nie erkannt habe, wie die Natur das Plastische in Licht und Schatten heraushebt und daß ich kaum über die Contur hinwegkam.» Die sinnliche Erfahrung wird zum existentiellen Erlebnis; sie eröffnet dem Ostpreußen einen neuen, ungekannten Weltzugang und setzt ungeahnte Kräfte frei. Das Reisebuch ›Corsica‹ entsteht als unmittelbare Frucht der korsischen Wanderschaft. Die Anschauung bestimmt Stoff und Form. Indem Gregorovius sein Objekt geschichtlich auffaßt, grenzt er sich programmatisch von der Vielzahl von Reisebeschreibungen ab, die in seiner Zeit auf dem Markt waren, und bringt seinem Verleger Cotta gegenüber zur Geltung, daß sein Werk sich «viel eher den Reisebeschreibungen entziehen als ihnen angehören will, da ich es betrachten möchte als ein plastisches Historiengemälde und als Geschichte, welche, nur in anderer Weise, aus Local und Natur angeschaut und herausgestellt worden ist».<sup>32</sup> Gregorovius hat seinen Zugang gefunden; tatsächlich kann ›Corsica‹, das 1854 bei Cotta erscheint, als

eigentlicher Beginn der Originalität von Gregorovius' schriftstellerischer Produktion gelten. Er selbst sah dies ganz unbedingt so: «Korsika entriß mich meinen Bekümmernissen, es reinigte und stärkte mein Gemüt, es befreite mich durch die erste Arbeit, deren Stoff ich der großen Natur und dem Leben selbst abgewonnen hatte; es hat mir dann den festen Boden unter die Füße gestellt.»<sup>33</sup>

Daß diese Bilanz retrospektiv und vermutlich aus dem Abstand mehrerer Jahre in das Tagebuch eingetragen worden ist, macht sie nicht weniger wahr. In der Situation stellten sich die Dinge freilich weniger eindeutig dar. Daß ein Reisebuch über Korsika den Vorzug vor einer geplanten Dichtung «Amor und Psyche» erhielt, war zunächst keineswegs ausgemacht, und es sprachen bei der Entscheidung handfeste Notwendigkeiten mit. Der Mann, der alle beruflichen und privaten Bindungen in Königsberg hinter sich gelassen hatte, war vom ersten Tag an gezwungen, seinen Lebensunterhalt sicherzustellen. Es gab keinerlei Vermögen im Hintergrund, das ein Auskommen auch nur auf Zeit gewährleistet hätte, und die Reise nach Italien hatte Gregorovius überdies in Schulden gestürzt. Was blieb, war eine in jahrelanger journalistischer Tätigkeit geübte Feder. Viel ist das nicht, wenn man bedenkt, daß der bisherige Hauptabnehmer seiner Produkte, der Verleger Samter, schon mit der Einstellung der Neuen Königsberger Zeitung im Jahre 1850 weggebrochen war. Von Anfang an ging es darum, mit markt-gängigen Erzeugnissen sich den Freiraum zu erschreiben, der die Kunst erst ermöglichen sollte. Die Entstehung des Reisebuchs «Corsica» verdankt sich auch dieser Notwendigkeit, wenngleich sich die ökonomischen Erwartungen seines Schöpfers nicht voll erfüllten. In diesem Fall war der Zwang heilsam: Gregorovius entdeckte für sich ein Genre, in dem sich seine Anlagen entfalten konnten, nämlich die historische Reisebeschreibung. Gleichzeitig stockte die Produktion der Kunst, für die Gregorovius all diese Mühen auf sich nahm. «Amor und Psyche», der konkurrierende Plan, kam nie zur Ausführung. Demgegenüber ergab eine Reise nach Sizilien weiteren Stoff für Reiseskizzen in der Nachfolge «Corsicas», den Gregorovius in einzelne Feuilletons ausmünzte. Als Abnehmer hatte er mittlerweile Cottas Augsburger Allgemeine Zeitung gewonnen und mithin eines der angesehensten Presseorgane seiner Zeit. Damit war ein haltbares Band geknüpft, zumal das Verlagshaus bald selbst auf den jungen Schriftsteller aufmerksam wurde. Allerdings war dies nur ein erster Schritt, da Gregorovius' Pläne zwar unbestimmt waren, sich aber keinesfalls mit Reiseschriftstellerei begnügen wollten. Selbst zur geplanten Ausarbeitung seiner sizilianischen Reiseskizzen zu einem «culturgeschichtlichen Werk»<sup>34</sup> konnte er sich nicht aufraffen. Ein zunächst wohl nur unklares Streben richtete sich auf Größeres.

Gregorovius kam nicht mit einem festen Plan nach Rom, schon gar nicht mit dem Vorhaben, dort seine Geschichte der Stadt im Mittelalter zu schreiben. Seine Briefe mehr noch als seine in dieser ersten Zeit spärlich überlieferten Tagebucheinträge bezeugen den Wandel, den der nachmalige Historiker durchlebt, und die inneren Widerstände, mit denen er auf diesem Weg zu kämpfen hat. Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß Gregorovius die Geschichtsschreibung ferngelegen habe, als er italienischen Boden betrat. Seine Hadrianstudie war gerade erschienen, und möglicherweise hatte er bereits gegen Ende seiner Königsberger Zeit die Idee einer Geschichte Venedigs entwickelt, an die ihn Karl Rosenkranz 1854 brieflich erinnert.<sup>35</sup> Es führt eine Linie von diesem Vorhaben zur Geschichte der Stadt Rom. Und doch bleibt es ein Unterschied, ob man die Geschichte Venedigs in einem Band oder die Roms als Lebenswerk zu unternehmen plant. Gregorovius hat seine spätere Idee der Geschichte der Stadt Rom immer als eine Art Erweckungserlebnis geschildert, als höhere Eingebung im Angesicht der Stadt selbst, so wie sie sich seinem Blick von der Brücke S. Bartolomeo darbot. Es ist richtig und doch nicht mehr als eine Banalität, daß sich solche Erlebnisse selten ganz unvorbereitet einstellen. Es ist nicht richtig, daß sie nur rhetorische Figur sein müssen. Die Erfahrung, die Gregorovius in Korsika und Italien machen konnte, war die, daß ihm die Befassung mit historischen Gegenständen vergleichsweise leicht fiel, daß sie Produktivität verhieß, wenn sie auch nicht unbedingt einträglicher war als andere Genera. Vor allem aber gelingt es Gregorovius, einen ästhetischen Weltzugang zu entwickeln, der das sinnlich Wahrnehmbare zum Ausgangspunkt einer sehr ideal grundierten Geschichtserfahrung macht, indem jeder Gegenstand zur Verkörperung des Geistes einer Epoche werden und zu dessen Erhellung beitragen kann. Daß Gregorovius diese Erfahrung unwiderruflich zum Historiker machen würde, ahnte er zunächst nicht, noch wäre ihm die Aussicht angenehm gewesen. Ganz im Gegenteil schienen in der Mitte der fünfziger Jahre der Geschichtsschreiber und der Dichter gleich produktiv nebeneinander bestehen zu können: 1854 entwickelt Gregorovius als Frucht einer Reise nach Pompeji den Plan einer Novelle «Euphorion», die er später in Hexameter umwandelt und nach vierjähriger Arbeit 1858 erscheinen läßt. Angeregt von dem Eindruck eines antiken Kandelabers im archäologischen Museum in Neapel, verwebt er darin persönliche Erfahrungen mit dem Untergang Pompejis und verleiht dem Euphorion Züge seines verstorbenen Freundes Ludwig Bornträger.<sup>36</sup> Das Werk wird Gregorovius' bei weitem erfolgreichste Dichtung, sechs Auflagen erscheinen bis in sein Todesjahr, zwei illustrierte Prachtausgaben nicht mitgerechnet. 1854 ist zugleich das Jahr, in dem Gregorovius den Plan faßt, seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben, als das Große, das seinem Leben Halt geben sollte. Deren

erster Band erscheint nur ein Jahr nach ›Euphorion‹ 1859 bei Cotta. Sein Verfasser trat vom ersten Augenblick an mit dem Anspruch auf, hiermit wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu betreiben. Dies manifestiert sich am augenfälligsten in den zahlreichen, oft beschwerlichen Archivreisen, die dazu dienten, das Material zu gewinnen, um originäre Forschung bieten zu können. Zugleich setzt ein Selbstausbildungsprozeß an den Quellen ein, der schon den Zeitgenossen auffiel: «Gregorovius arbeitet [...] sehr fleißig, und er hat den festen Willen, sich vom Belletristen zum wissenschaftlichen Historiker heranzubilden»,<sup>37</sup> so berichtet Lord Acton – in Gregorovius' Augen «ein zweiter Niebuhr»<sup>38</sup> – an Ignaz von Döllinger zu Anfang des Jahres 1865. ›Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‹, deren letzter Band 1872 die Presse verläßt, verleugnet diese Entwicklung nicht. Gregorovius wird zum Historiker, indem er Geschichte schreibt.<sup>39</sup>

Die einträchtige Koexistenz von Dichter und Historiker war indes nicht von Dauer. Es kamen keine epischen Werke nach, keine größeren Dichtungen und auch keine Dramen, wie sehr sich Gregorovius auch darum bemühte. Einige kleinere Gedichte – Erlebnis- und Geschichtsyrik – schreibt er bis in die sechziger Jahre hinein, und das eine oder andere davon erscheint in Zeitschriften, doch den schon recht weit gediehenen Plan eines Historiendramas ›Otto III.‹ muß er fallenlassen, denn der Gegenstand will sich dramatischer Gestaltung nicht ergeben. Es ist nicht ohne Ironie, daß Felix Dahn, der von Gregorovius, vorsichtig gesprochen, nur bedingt geschätzte Kollege, Otto III. belletristisch bemeistert, nicht dramatisch zwar und nicht als Helden, aber doch in Form eines Gedichtes ›Leichenzug Otto III.‹,<sup>40</sup> das er ausgerechnet Gregorovius zueignet. Auch dieser selbst wird sich der Kaisergestalt nochmals zuwenden. Was dabei jedoch herauskommt, ist die prosaischste aller Gattungen, welche die wissenschaftliche Literatur hervorgebracht hat: ein Lexikonartikel für die Allgemeine Deutsche Biographie, wenn auch ein umfangreicher.

Gregorovius hat rückblickend seine Geschichte der Stadt Rom für das Versiegen der poetischen Ader verantwortlich gemacht: «Wenn man auf dem Felde, wo Kräuter wachsen, einen schweren Stein aufhebt, so findet man wohl unter ihm erdrückte blasse Pflanzenkeime. So ungefähr war das Schicksal meiner dichterischen Anlagen.»<sup>41</sup> In früheren Jahren allerdings und über lange Zeit hinweg war es für Gregorovius' Selbstverständnis von wesentlicher Bedeutung, daß die Geschichtsschreibung nur eine vorübergehende Epoche seines produktiven Daseins ausmachen sollte. «Ich hoffe in 5 Jahren die Geschichte der Stadt zu vollenden, und wünsche dann nichts mehr, als noch ein paar Jahre Muße, um der graziöseren Muse zu dienen, die ich bisher mit Not beschwichtigt habe», schreibt der beurlaubte Poet im Mai 1862 an Ludwig Friedländer.<sup>42</sup> Drei Jahre später, im Juni 1865, bekennt

er bereits mit einem Anflug von Resignation, «noch in dem ekelhaften Staub der Archive zu wühlen, aus welchem ich bisweilen die graziösere Muse plötzlich auftauchen sehe, mit einem Blick, halb voll Vorwurf, halb voll Ironie».<sup>43</sup> Als er Anfang des Jahres 1871 tatsächlich das Manuskript des letzten Bandes seines opus magnum dem Verlag übergeben kann – Verzögerungen gehörten damals um nichts weniger zum Wesen der unabsehbaren Wissenschaft, als das heute der Fall ist – hatte sich die Rückkehr zur schönen Literatur längst als Illusion erwiesen. Und doch ist der Impuls nicht ganz erstorben: Noch 1876 notiert Gregorovius: «Am ersten Juni begann ich mit der Ausführung des Dramas ›Esther›. Die Poesie ist ein fremdes Element für mich geworden. Ob es mir glücken wird, mich in jenen Tönen reiner Einbildungskraft wieder auszusprechen?»<sup>44</sup> Es glückte nicht: Schon wenige Wochen später läßt er den Entwurf wieder liegen, da er seiner «dichterischen Kraft nicht mehr traute».<sup>45</sup> Es bestand keine Aussicht, dahin zu gelangen, wohin kein Weg mehr führte. Freilich lassen sich diese verspäteten Pläne auch als Ausdruck der Leere begreifen, welche die Vollendung der Geschichte der Stadt Rom hinterlassen hatte. In diesem Sinne schienen sich die pathetischen Worte zu bewahrheiten, mit denen er einst – im Alter von 34 Jahren – dem Freund Pancritius den Beginn seiner Arbeit an der Geschichte Roms angekündigt hatte: «Ich arbeite jetzt an dem Schluß meines Lebens, dies ist die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter».<sup>46</sup> Zunächst noch füllt Gregorovius die Lücke mit einer Biographie der Lucrezia Borgia, für die er Material verwenden konnte, das er im Zuge seiner Studien zur römischen Geschichte entdeckt hatte. Es wird eines seiner erfolgreichsten Bücher, wenn auch, in den Augen seines Schöpfers, kein Kunstwerk. Damit aber war Gregorovius' römisches Arbeitskapitel abgeschlossen, und es ist bezeichnend, daß der Geschichtsschreiber auch sein Leben in Rom damit zu Ende sein läßt. Er zieht zurück nach Deutschland, nicht nach Königsberg, woran er keinen Augenblick gedacht zu haben scheint, sondern in das schon seit 1864 als Wohnort ins Auge gefaßte München,<sup>47</sup> wofür die Bibliothek, die relative Nähe zu Italien und einige persönliche Verbindungen den Ausschlag gegeben haben. Seine in der römischen Epoche entstandenen Geschichtswerke begleiteten Gregorovius allerdings auch an der Isar, denn er revidierte sie fortwährend, so daß keine Auflage der vorhergehenden entspricht und tatsächlich erst der Tod der Arbeit ein Ende setzte.

Als Gregorovius Deutschland verlassen hatte, war er außerhalb Ostpreußens ein Unbekannter, bei seiner Rückkehr galt er als Person des öffentlichen Lebens. Dementsprechend häuften sich die Ehrungen: Unter den ersten war die Königlich deutsche Gesellschaft in Königsberg, die ihn bereits 1860 in ihre Reihen berufen hatte und zwanzig Jahre später die Ehren-

mitgliedschaft folgen ließ.<sup>48</sup> Seit 1865 war Gregorovius korrespondierendes, seit 1871 auswärtiges Mitglied der Historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die in Italien weit verbreiteten Akademien und Gesellschaften folgten in großer Zahl: So gehörte Gregorovius unter anderem Vereinigungen der Romagna (1873), der Marken (1874), in Mailand (1875), Venedig (1875), Sansepolchro (1876), Turin (1879), Bergamo (1880), Athen (1882), Florenz (1883), Lucca (1884) und Palermo (1886) an.<sup>49</sup> 1876 konnte er die Berufung in die renommierte königliche Academia Lynceorum in Rom entgegennehmen und 1881 deren bronzenes Ehrenzeichen. Als eigentliche Krönung seines Lebenswerks und letztgültige Anerkennung seines Schaffens begriff Gregorovius jedoch die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Rom im Jahre 1876. Der sich mit der zunehmenden Prominenz ergebenden Verantwortung wich Gregorovius nicht aus: In Italien meldete er sich zu Wort, wenn es um die Neuordnung der Archive nach der Säkularisierung des Klosterbesitzes ging oder wenn ihn der tiefgreifende Umbau Roms zu einer modernen Hauptstadt besorgte; in Deutschland setzte er sich mit Erfolg für die staatliche Förderung einer Edition von Akten im Zusammenhang mit Nikolaus Kopernikus ein, wirkte als Gutachter für den Cotta-Verlag und beriet junge Historiker, soweit sie nach München zu pilgern bereit waren. Hinzu kam eine gelegentliche journalistische Tätigkeit, die einen letzten Höhepunkt im Rahmen des Deutsch-Französischen Krieges erreichte, während dessen er sich dezidiert zu tagespolitischen Fragen in Deutschland äußerte.<sup>50</sup> Das politische Engagement war seit den Königsberger Jahren zwar zurückgetreten, doch nie ganz erloschen; und Gregorovius verfügte zeit seines Lebens über die Organe, seiner Stimme Gehör zu verleihen, ob es nun die Neue Königsberger Zeitung, die Berliner National-Zeitung, Cottas Augsburger Allgemeine oder eines der anderen Blätter war, die Gregorovius ihre Spalten zur Verfügung stellten.

Eine zweite Veränderung hatten die römischen Jahre mit sich gebracht: Der allmählich zum Historiker sich wandelnde Literat konnte von sich sagen, eine materielle Basis, festen Grund unter den Füßen geschaffen zu haben. Was vermutlich nur er selbst kannte, war das Maß an privaten Krediten, dessen es bedurft hatte, diesen Status überhaupt zu erreichen. Zu dem erwähnten Darlehen Ludwig Bornträgers und einer anonymen Zuwendung Königsberger Gönner traten noch (mindestens) ein Kredit seines Freundes Louis Harder<sup>51</sup> und ein offenbar namhafter Betrag des Freiherrn von Thile, den Gregorovius ebenfalls zurückzahlte. Dabei achtete Gregorovius, dessen Ehrgefühl ungefähr ebenso ausgeprägt war wie sein Freiheitswille, peinlich auf seine Unabhängigkeit. Als ihm Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach 1858 ein Stipendium anbot, das ihn materiell auf Jahre sichergestellt hätte, schlug er dies ebenso aus («timeo duces et dona

ferentes»<sup>52</sup>) wie eine entsprechende Unterstützung aus dem Schillerfonds, welche ihm schon deshalb unangenehm gewesen sein dürfte, weil sie von dem herzlich verhaßten Gutzkow in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der Schillerstiftung offeriert wurde.<sup>53</sup> 1860 indessen kam Gregorovius der auf Versöhnung mit den liberalen Kräften gerichtete Umschwung der preußischen Innenpolitik zugute. Man setzte ihm ein Lebenshaltungsstipendium von 400 Talern jährlich aus, und Gregorovius nahm an. Bis 1866 wurde die Zuwendung immer wieder verlängert, dann erhob die Finanzverwaltung Einspruch: Angesichts der anzunehmenden Einkünfte, welche der mittlerweile weithin bekannte Historiker aus seinen Werken genieße, erscheine es angebracht, die Subvention künftig auf die Hälfte zu vermindern. Wer an die wissenschaftliche Förderpraxis unserer Tage gewöhnt ist und an die Rückwirkung, die sie auf die Geförderten entfaltet, dem mag dieser Vorgang unspektakulär erscheinen. Doch das Selbstverständnis eines Wissenschaftlers im 19. Jahrhundert war ein anderes, jedenfalls wenn er Gregorovius hieß. Tief verletzt verweigerte er die Annahme der reduzierten Zuwendung. Diese immerhin konsequente Haltung führte zwei Jahre später dazu, daß Gregorovius das Stipendium wiederum in ursprünglicher Höhe für die Zeit bis 1870 ausgesetzt wurde, wenn auch mit der Bitte, dem Empfänger taktvoll anzuzeigen, daß angesichts der bis dahin ausgeworfenen Gesamtsumme und der bevorstehenden Fertigstellung seines Werkes eine weitere Verlängerung nicht in Aussicht gestellt werden könne.<sup>54</sup>

Der eigentliche Unabhängigkeitsgarant war für Gregorovius, der sich auf keine universitäre Stellung bewegen ließ, das Urheberrecht. Tatsächlich gewährten ihm die Honorare aus seinen Werken mit den Jahren eine zunehmende Sicherheit. Allein die «Wanderjahre» hatten bis 1874 bereits 6000 Taler preuß. Courant abgeworfen.<sup>55</sup> Als Honorar für die Biographie Lucrezia Borgias gewährte Cotta 1000 Taler, nachdem Gregorovius mit den ursprünglich gebotenen 800 Talern nicht einverstanden war, und der Kontrakt galt nur für die erste Auflage, so daß bei jeder neuen weiteren Vergütungen fällig wurden. Ein Honorar in derselben Höhe fiel für die 1879 als Buch gedruckte Abhandlung «Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser» an, und die «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» brachte Gregorovius immerhin 600 Taler pro Band und Auflage ein. Auch die anderen Werke, die «Grabmäler der Römischen Päpste» etwa, und selbst die Dichtung «Euphorion» wurden vergleichsweise gut honoriert. Da Gregorovius in der Regel seinen Grundsatz, Vergütungen pro Band und Auflage auszuhandeln, erfolgreich durchsetzte, kamen ihm die zahlreichen Neuauflagen seiner Werke sehr zugute, und die jährlichen Einnahmen daraus erreichten vom Beginn der siebziger Jahre an eine beträchtliche Größenordnung. Hinzu kamen die Übersetzungsrechte, die jedenfalls dann lukrativ waren, wenn sie

an angelsächsische Häuser vergeben wurden. Doch auch gegenüber anderen Interessenten achtete Gregorovius streng darauf, daß das Urheberrecht nicht zur ideellen Fiktion verkam: «Wenn einmal die literarische Convention das Autorrecht anerkennt, so muß man doch darauf bestehen, daß dies nicht illusorisch bleibt.»<sup>56</sup> Diesem Grundsatz entsprechend verzichtete er eher darauf, sein Werk in einer weiteren Sprache erscheinen zu sehen, als auf das Honorar. So läßt er die Verhandlungen über eine französische Ausgabe der Geschichte der Stadt Rom an der Vergütungsfrage scheitern,<sup>57</sup> und ebenso erreicht er den Abbruch einer Übersetzung ins Russische.<sup>58</sup> Im letztgenannten Fall hatte ein Übersetzer Wladimir S. Sawin bis 1886 bereits sechs Bände unautorisiert in St. Petersburg erscheinen lassen. Da die Urheberrechtsslage international nicht eindeutig war und ein Verbot mit juristischen Mitteln schwer durchzusetzen, nahm Gregorovius mit Unterstützung des Verlages Zuflucht bei der öffentlichen Meinung: Er ließ in Cottas Augsburger Allgemeinen eine Erklärung drucken, die sich in eine Reihe anderer Blätter verbreitete: «Der Landesgesetzen gegenüber rechtlich nicht geschützte Autor darf sich auf das Vorhandensein eines moralischen Rechts und Gesetzes berufen, dessen Geltung anzuerkennen in allen gesitteten Ländern eine Ehrenpflicht sein sollte. Solange ich noch einen persönlichen Zusammenhang mit den Erzeugnissen meiner geistigen Arbeit besitze, will ich diese nicht als herrenloses Gut behandelt und vielleicht mißhandelt sehen.»<sup>59</sup>

Rechnet man die Vergütungen für Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge hinzu, die Gregorovius vor allem in der früheren römischen Zeit in großer Zahl verfaßt hat, dann gewinnt die Aussage eines ungenannten Beitragärs der *«Grenzboten»* an Wahrscheinlichkeit, daß Gregorovius «sich durch schriftstellerische Arbeit immerhin einiges Vermögen erworben hatte, das er – wenn wir nicht irren im Jahre 1867 – durch den Bankerott eines Handelshauses verlor, dem er es anvertraut hatte».<sup>60</sup>

Schließlich lagen hinter Gregorovius, als er sich in München niederließ, zwanzig Jahre der Gewöhnung an eine Lebensweise, die ihm in vieler Hinsicht angenehm geworden war und die er sich angenehm zu machen gewußt hatte. Dabei wirkte der in Rom gestrandete Deutsche auf seine Mitmenschen nicht in jedem Fall auf Anhieb anziehend. «Eine blasse, magere, kränkliche Erscheinung [...], die wegen ihrer poetisch-geistreich-nervösen Richtung sehr behutsam behandelt sein will»,<sup>61</sup> so charakterisiert ihn der preußische Gesandte am päpstlichen Hof, Kurd von Schlözer. Gregorovius' journalistische Tätigkeit, namentlich als Korrespondent der Berliner *National-Zeitung*, brachte ihn a priori in ein Spannungsverhältnis vor allem zu den deutschsprachigen Katholiken, aber ungeachtet dessen ist nicht vollkommen unverständlich, wie er etwa Alois Flir als «unheimlicher, hochmüthiger, in

sich zerrissener Patron»<sup>62</sup> erscheinen konnte. Eine gewisse Neigung zum Pathos, das selbst engeren Freunden gewöhnungsbedürftig war, ein hohes Selbstgefühl und entsprechendes Bewußtsein der eigenen Mission, dazu eine nervöse Empfindlichkeit und zuweilen wohl auch mißtrauische Verslossenheit, all dies mußte Gregorovius als Mensch nicht jedem angenehm machen. Mochte man diese Charakterzüge auf die Rechnung des Literaten, des Protestanten oder des Historikers setzen, sie bestimmen etwa auch das Urteil Levin Schückings, wenn er Gutzkow gegenüber äußerte: «Ich hatte mich gefreut, die Bekanntschaft von Gregorovius zu machen, da ich mich lebhaft für seine Bücher und seine Studien interessiere, habe aber leider an ihm einen höchst ungenießbaren Menschen gefunden, in dem deutscher Gelehrten-dünkel es zu einer merkwürdigen Entwicklung gebracht hat.»<sup>63</sup> Indessen, was den einen abstieß, zog den anderen an. Der zunächst namenlose Intellektuelle, als der Gregorovius nach Rom gekommen war, fand rasch Zugang zu den mäzenatisch gesonnenen Kreisen der Stadt, und als er sich entschloß, die Geschichte der Stadt zu seinem Gegenstand zu machen, verfestigten sich die Bande. Gregorovius fand hier Gesellschaft, und es öffnete sich ihm die eine oder andere private Bibliothek, was seiner Arbeit sehr zugute kam. Hinzu kamen die Besuche von Deutschen, über die er sich zwar zuweilen abfällig äußerte, wenn sie mit Empfehlungsschreiben ausgestattet in seine Sphäre eindrangten, die jedoch den Austausch mit der Heimat sicherstellten, Briefe brachten und wieder mitnahmen. Denjenigen, denen Gregorovius näherstand, vertraute er auch seine Manuskripte an, wenn sie nach Fertigstellung über die Alpen zu spedieren waren. Schließlich brachte der Reiseverkehr von Intellektuellen und Künstlern nicht nur Abwechslung, sondern immer wieder auch Begegnungen, die sich in unterschiedlicher Weise vertieften. Malwida von Meysenbug und ihre beiden Ziehtöchter, Nathalie und Olga Herzen, verlebten mehrere Winter in Rom. Gregorovius entwickelte ein recht familiäres Verhältnis zu dem Trio und stand den Kindern währenddessen wohl näher als der entfernte Vater Alexander Herzen.<sup>64</sup> Die engste Freundin dieser Zeit ist Pauline Hillmann, die den Winter 1856/57 in Begleitung von Gregorovius' Cousine Aurora in Rom verbrachte. Als jüngste Tochter eines ostpreußischen Gutsbesitzers hatte sie in jungen Jahren auf dem väterlichen Besitz einen kleinen Musenhof unterhalten. Dort waren regelmäßig Königsberger Intellektuelle wie Albert Dulk oder Ludwig Walesrode zu Gast, welch letzterer ihr mit seinem Märchen «Der Storch von Nordenthal» ein Denkmal setzte. Von ihr selbst ist nichts überliefert als ein einziger Satz: «Das ist das Unausstehliche an Gregorovius, daß er sich immer einbildet, man sterbe aus Leidenschaft für ihn.»<sup>65</sup> Pauline Hillmann erlag 1866 in Florenz den Folgen eines Fiebers.

Der Geschichtsschreiber Roms führte nicht das Dasein eines Einsiedlers,

in keiner Weise; und mag die boshaft gemeinte Bemerkung, daß kaum jemand so oft in Gesellschaft anzutreffen gewesen sei als Gregorovius, auch absichtsvoll überzeichnet sein, so schlägt sich das Lebensgefühl jener Jahre doch in Schilderungen nieder wie jener gegenüber Theodor Heyse: «Von den Deutschen habe ich mich zurückgezogen, aber angenehme Frauen hier zum Besuch, und gute römische Familien, wo ich manchmal ein pranzo und das Herz einer Dame einnehme.»<sup>66</sup> Die längste römische Freundschaft verband ihn mit dem Elsässer Maler Lindemann und dessen Frau, mit dem er später ein illustriertes Hohenstaufenalbum herauszugeben plante, was aber am Desinteresse des Verlegers Brockhaus scheiterte.

Und doch war all dies nur die eine Seite seines römischen Daseins. Lediglich den engsten Freunden bekennt Gregorovius die Schattenseiten seines ungebundenen Lebens: «Wann wird das Ende meiner Pilgerreise sein, und wann werde ich die Ruhe haben? ich bin sehr müde, [...] aber derjenige kann nicht allzusehr nach der Heimat verlangen, welcher keine hat»,<sup>67</sup> klagt er 1858 gegenüber Louis Köhler. Rom, das ist nicht nur der Ort der Anschauung des Ideals in der Geschichte, es ist auch die Arena, auf der auszu dauern hat, wem «die andere Welt des Glücks, wodurch das Dasein vollständig wird, [...] versagt worden ist».<sup>68</sup>

Gregorovius besteht die selbstgesetzte Aufgabe und bringt seine Geschichte zu Ende. Doch nach dem großen Erfolg, der Vollendung des Lebenswerks, kommt die Krise. Es mangelt nicht an Anfragen, etwa der des Verlagshauses C. H. Beck, eine Geschichte des Deutschen Volkes in einem Bande zu schreiben,<sup>69</sup> doch Gregorovius antwortet ausweichend. Abschlägig beschied er auch mehrfache Vorschläge des rührigen Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach: Weder für eine Geschichte der Wartburg noch für eine Lebensbeschreibung Bernhards von Sachsen-Weimar konnte sich der Geschichtsschreiber Roms erwärmen.<sup>70</sup> Anderes muß ihm nachgerade abwegig erschienen sein: Man kann sich kaum recht vorstellen, welche Mißverständnisse dazu geführt haben mögen, Gregorovius die Redaktion der Allgemeinen Deutschen Biographie anzutragen,<sup>71</sup> jenes Monumentalunternehmens, dem er mit <Otto III.> zwar seinen Ehrentribut zu zollen bereit war, dessen naturgemäß ganz und gar unkünstlerische Redaktion ihm aber so ferne gelegen haben dürfte wie kaum ein anderes. Gregorovius' Sorgen galten längst nicht mehr der Sicherstellung seines Lebensunterhaltes, sie galten der Gewinnung eines neuen Stoffes – und diese Aufgabe stellte sich als die bei weitem schwierigere heraus: «Ich fühlte immer mehr, daß seit der Beendigung meiner großen Arbeit eine Lücke in mir zurückgeblieben ist, welche ich schlechterdings nicht ausfüllen kann; denn noch bis zum heutigen Tage hat sich kein zukunftsvoller Gedanke vor mich hingestellt. Ich bin wie eine Schildkröte, welche am Ufer des Meeres auf ihrem Rücken zu lie-

gen gekommen ist.»<sup>72</sup> Er versucht sich an einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, von der nicht mehr als eine Vorstudie erscheint.<sup>73</sup> Erst 1880, neun Jahre nach Vollendung der *«Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter»*, wendet sich das Blatt. Wiederum bringt eine Reise den Ausweg, diesmal führt sie nach Athen. Es bestätigt sich, was Gregorovius schon 1858 formulierte, daß nämlich sein *«Naturell [...] auf die unmittelbare Anschauung gewiesen ist»*.<sup>74</sup> Unter dem Eindruck der Stadt läßt er die Beschäftigung mit dem Dreißigjährigen Krieg fallen: *«Meine griechische Reise erlöste mich von einem Stoff, den aufzugreifen mir ein tortum war. Ich begann zu ahnen, daß Hellas mir ein Seitenstück zum römischen Mittelalter darbieten werde.»*<sup>75</sup> Wieder kann er befriedigt das Ansteigen der Produktivität feststellen: *«Ich war unausgesetzt damit beschäftigt, Abhandlungen zu schreiben: Mirabilien der Stadt Athen»*,<sup>76</sup> dazu zwei Artikel über Korfu und eine Skizze aus der Landschaft Athens, alles in demselben Jahr 1880.

In der *«Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter»* erwächst dem Historiker ein Alterswerk, das er zwei Jahre vor seinem Tode vollenden kann. Daß der Geschichtsschreiber Roms fast ein Jahrzehnt brauchte, um zu einer Geschichte Athens durchzudringen und es dazu der unmittelbaren Anschauung der Stadt bedurfte, daß es ihm nicht gelang, sich einen anderen Stoff ähnlicher Größe anzuverwandeln, daß schließlich dieses Spätwerk den gewünschten Abschluß seines Schaffens bildete, all dies zeugt von dem besonderen Verhältnis, das der Autor zu seinem Gegenstand einging. *«Ich habe immer die entschiedene Neigung gehabt, die Geschieke von Völkern und Staaten im Rahmen ihrer historischen Städte zu betrachten. Sie werden in diesen plastisch und monumental. Wenn Städte Kunstprodukte jener sind, so sind sie zugleich die wesenhaften Portraits des Genius jener Völker, der sie geschaffen hat.»*<sup>77</sup> Die Einsicht Kierkegaards, daß das Leben vorwärts gelebt werden muß, aber nur rückwärts verstanden werden kann, sie gilt auch für Historiker.

### *Zu dieser Edition*

*«Juvenal war in Aquino geboren, doch sein Leben ist dunkel, wie das der meisten Poeten des Altertums, und diese Dichter sind deshalb nicht zu beklagen. Ihre Gestalt taucht schön in die Mythe hinab. Kein indiskreter Erbe, Freund oder Verwandter edierte ihre Briefe, kein Journalist beschrieb mit tantenhafter Sorgfalt ihr Äußeres bis zum kleinsten Muttermal, noch begleitete er jeden ihrer Schritte von Kindesbeinen an, zählte ihre Tugenden, Fehler und Schulden bei Juden und Christen und andere Verlegenheiten auf.»*<sup>78</sup>

Im Jahre 1859, als Ferdinand Gregorovius seinen tief eingewurzelten Widerwillen gegen die Preisgabe des Allzupersönlichen in diese Worte faßt,

hat der erste Band seines Lebenswerks, der ›Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‹, eben die Presse verlassen. In der Wahrnehmung des Publikums, vor allem aber der Nachwelt, sollte das monumentale Werk seinen Schöpfer gleichsam inkorporieren. So hat der allmählich zu Ruhm gelangende Historiker alles getan, seinen Nachfolgern ihr Geschäft zu erschweren, soweit sie ihr Augenmerk auf die lebensweltlichen Bedingtheiten von Gregorovius' Historiographie richten wollten. Nicht nur hat er selbst gegen Ende seines Lebens den größten Teil seines schriftlichen Nachlasses vernichtet, er bat auch seine Korrespondenten, ein Gleiches zu tun, und fand in ihnen nicht selten willige Vollstrecker seines Wunsches – in Einzelfällen noch Jahrzehnte nach seinem Tode.

Gleichwohl lassen sich in einer Zeit, in der das beschriebene Papier das einzige Fernkommunikationsmittel darstellt, die eigenen Spuren nur in Teilen verwischen. Das Herabsinken in die Mythe ist in Zeiten elektronischen Austauschs auf mittlere Frist sehr viel einfacher geworden, als es einem Menschen des 19. Jahrhunderts war. Für die Veröffentlichung seines bis heute wichtigsten Selbstzeugnisses hat der Geschichtsschreiber selbst Sorge getragen, indem er die Tagebücher seiner römischen Zeit – entgegen zwischenzeitlich anderslautenden Plänen – seinem Freund Friedrich Althaus vermachte. Die Briefe belegen, daß Gregorovius den ursprünglichen Text bereits 1872 im Hinblick auf eine spätere Veröffentlichung revidiert hatte.<sup>79</sup> 1889 überarbeitete er ihn abermals einschneidend,<sup>80</sup> und schließlich kürzte der Herausgeber Althaus diese Fassung letzter Hand nochmals, ehe er sie in Druck brachte. Das Autograph ist seither verschollen. Um die Aufzeichnungen der nachrömischen Zeit vermehrt, liegen die Tagebücher seit 1991 in einer zuverlässigen Neuausgabe vor.<sup>81</sup>

Gregorovius' erhaltene Korrespondenzen erreichen allen entgegengesetzten Bemühungen ihres Verfassers zum Trotz eine vierstellige Zahl; kaum allerdings verfügen wir über Briefe an ihn. Schon bald nach seinem Tode wurden die ersten Briefkonvolute veröffentlicht. Das erste davon ist bis heute die umfangreichste Folge geblieben: Herman von Petersdorff edierte die Briefe an den preußischen Gesandten am Heiligen Stuhl und nachmaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt Hermann von Thile, der zu den wichtigsten Förderern des aufstrebenden Geschichtsschreibers gehörte. Die Reihe erstreckt sich vom Fortgang Thiles aus Rom im Jahr 1857 bis zu seinem Tod 1889 und bringt auch noch einige Schreiben an Thiles Witwe. Das Verhältnis der beiden Korrespondenten zueinander – der diplomatisch hochrangige Fürsprecher auf der einen Seite, der jedenfalls anfänglich unterstützungsbedürftige Literat auf der anderen – prägt selbstverständlich ihren Verkehr; die zunehmend freundschaftliche Beziehung und die Bewunderung, die

Thile seinem Schützling entgegenbrachte, ließen dennoch eine vertraute Beziehung entstehen, die diesen Briefwechsel zu einer wichtigen Quelle machen. Leider ist er trotz seines großen Umfangs nicht vollständig; es klafft eine Lücke zwischen 1864 und 1870; schwerer noch wiegt die Tatsache, daß sein Herausgeber vielfach Streichungen «mit Rücksicht auf noch Gegenwärtiges»<sup>82</sup> vornahm und vermeintlich Unwichtiges tilgte. Über dreißig Jahre nach der Veröffentlichung konnte Johannes Hönig einige späte Gegenbriefe von Thile an Gregorovius nachtragen, allerdings an so abgelegenen Ort, daß sie seither in der Regel übersehen wurden.<sup>83</sup>

Eines anderen Bestandes nahm sich Sigmund Münz an, der in späten Jahren mit Gregorovius in Berührung gekommen war. 1896 übersetzte er eine Reihe von Briefen an die Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli aus deren Besitz und fügte ihnen einige wenige Schreiben an Marie Rückert und eine Lebensskizze von eigener Hand bei. Die Korrespondenz stammt im wesentlichen aus der Zeit nach Gregorovius' römischem Aufenthalt, führt also vom Beginn der siebziger Jahre bis zu seinem Tode. Die Briefe an die literarisch und wissenschaftlich tätige Contessa sind für die späteren Jahre des Geschichtsschreibers von Interesse; ihr Wert wird freilich nicht nur durch Unvollständigkeit der Folge gemindert, sondern auch dadurch, daß Münz es nach eigenem Bekunden auch innerhalb der Briefe «für gut hielt, manches wegzulassen».<sup>84</sup> Aus heutiger Sicht ist zudem bedauerlich, daß die Chance vergeben wurde, einen echten Briefwechsel zu edieren, denn immerhin ein kleiner Teil der Gegenbriefe hat sich erhalten.<sup>85</sup>

Von hohem persönlichem Interesse sind zwei kürzere Briefreihen, die in den folgenden Jahren erschienen, nämlich an Theodor Heyse und an Malwida von Meysenbug. Mit beiden pflegte Gregorovius einen recht vertrauten Umgang, der sich in seinen schriftlichen Äußerungen widerspiegelt. Die Briefe atmen dementsprechend mehr Unmittelbarkeit als für Gregorovius typisch und lassen manche Umstände erahnen, deren Spuren aus anderen Quellen vollkommen getilgt sind. In ähnlicher Art muß man sich auch den Briefwechsel mit Friedrich Althaus, dem Herausgeber des Tagebuchs, vorstellen. Althaus gab einige wenige Probestücke, den ganz überwiegenden und vermutlich interessanteren Teil allerdings enthielt er der Öffentlichkeit vor.

Gregorovius' verdienstvoller Biograph Johannes Hönig fügte seiner zum hundertsten Geburtstag des Geschichtsschreibers erstmals erschienenen Biographie einen umfangreichen Anhang bei, der – neben einigen wertvollen Briefen aus der Königsberger Zeit – vor allem Schriftverkehr mit dem Verlagshaus Cotta und anderen Adressaten enthält, die mit der Entstehung des Gregorovius'schen Geschichtswerks in Verbindung stehen. Danach, mithin seit nunmehr 90 Jahren, ist keine größere Edition mehr erschienen.

Das bedeutet allerdings nicht, daß es keine Anläufe dazu gegeben hätte. Schon in den dreißiger Jahren tat sich der Dresdner Verleger Wolfgang Jeß, der bereits verschiedene Werke von Gregorovius ins Programm genommen hatte und eine Neuausgabe des Tagebuchs plante,<sup>86</sup> mit dem Archivar und Bibliothekar Alfred Löckle zusammen. Das Vorhaben scheiterte indessen am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, den weder Jeß noch Löckle überlebten. Die Bayerische Staatsbibliothek in München konnte in den Jahren 1995 und 2000 einige Briefe und Briefabschriften aus dem Nachlaß des Verlegers ankaufen.

Bereits kurz nach dem Krieg wurde ein neuer Versuch unternommen, diesmal deutlich größer angelegt. Waldemar Kampf ist der mit Gregorovius vertrauten Nachwelt vor allem als Bearbeiter der heute noch maßgeblichen modernen Ausgabe der *«Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter»* im Gedächtnis geblieben; sein eigentliches opus magnum sollte allerdings eine historisch-kritische Edition von Gregorovius' erhaltener Korrespondenz werden. Für dieses Projekt hatte Kampf, der 1968 eine Professur an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe übernahm und bis zu seiner Pensionierung innehatte, die finanzielle Unterstützung sowohl der Bayerischen Akademie der Wissenschaften als auch der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, nachmals Deutschen Forschungsgemeinschaft, gewonnen. Schon 1950 hatte er Suchanzeigen geschaltet, um das verstreute Material aufzuspüren. Aus den eingeworbenen Mitteln konnte er eine Schreibkraft bezahlen, die Abschriften aller erreichbaren Autographen fertigen sollte. Doch war die Nachkriegszeit dem Projekt nicht günstig, später traten andere Probleme hinzu, die Arbeit kam nicht recht voran, und nach einigen Jahren stellten die Geldgeber ihre Unterstützung ein. Obwohl Kampf offensichtlich bis zu seinem Lebensende 1988 an dem Vorhaben festhielt, gelangte kein einziger Brief zur Veröffentlichung. Der erhaltene Nachlaß ist so nicht nur ein «ausgesprochen unrühmliches Beispiel unvorteilhaften Mißlingens»<sup>87</sup> eines wissenschaftlichen Projekts, sondern auch ein Dokument persönlichen Scheiterns, das in einem eigentümlichen Gegensatz zu der Bedeutung steht, die Gregorovius selbst dem Ziel beimaß, vor dem Tod das eigene Werk vollendet zu haben.

Die hier zu verantwortende Edition ist sehr viel bescheidener angelegt. Sie versammelt alle erhaltenen Korrespondenzen, die Gregorovius nach seinem Weggang aus Königsberg mit Briefpartnern aus der alten Heimat unterhielt.<sup>88</sup> Entscheidendes Aufnahmekriterium war dabei, daß die Bekanntheit auf Gregorovius' Königsberger Jahre zurückgeht. Keine Rolle sollte hingegen der spätere Aufenthaltsort der Korrespondenten spielen.

Der Edition wurden die Autographen zugrunde gelegt, soweit sie zu

ermitteln waren; der überwiegende Teil des hier dargebotenen Materials ist bislang unveröffentlicht. Die erhaltenen Schreiben sind vollzählig, ungekürzt und in chronologischer Folge wiedergegeben, um eine biographische Lektüre zu ermöglichen. Ihnen ist ein zurückhaltender Stellenkommentar beigegeben, der nicht mehr als eine erste Verständnishilfe sein will.

Korrespondenzen, deren Textgrundlage unzuverlässig oder deren Überlieferung aufgrund früherer Herausgeberentscheidungen fragmentarisch ist, wurden unkommentiert, doch mit einer knappen einführenden Erläuterung der Überlieferungssituation in den Anhang verwiesen. Für die größten Verluste hat indessen Gregorovius selbst gesorgt, indem er in einem großem Autodafé gegen Ende seines Lebens beinahe alle an ihn gerichteten Schreiben vernichtete, mit Ausnahme der seines Lehrers Karl Rosenkranz, die er wohl aus Pietät aufbewahrte. Ein übriges tat die Zeit. Denn aus dem vorliegenden Material ergibt sich, daß weitere Korrespondenzen existierten, die einstweilen als verschollen gelten müssen. Dem Literaturwissenschaftler und Vormärzforscher Heinrich Hubert Houben lagen noch Briefe an den bereits genannten Alexander Jung vor, von denen er kurze Auszüge im biographischen Nachwort seiner Wanderjahausgabe gibt. Houben muß auch Abschriften genommen haben; allerdings waren trotz eingehender Nachforschungen weder diese noch die Originale aufzufinden. Die von Houben verstreut veröffentlichten Bruchstücke sind im Anhang wiedergegeben. Wenige Korrespondenzen sind nur aus früheren Veröffentlichungen bekannt; dies betrifft die Briefe an Albrecht Pancritius, die Houben im wesentlichen zuverlässig edierte und die danach hier aufgenommen sind, sowie leider auch die Briefe an Karl Rosenkranz, die so unzureichend und fragmentarisch vorliegen, daß sie in den Anhang zu verweisen waren. Von anderem fehlt jede Spur. So ergibt sich aus einer Bemerkung von Karl Rosenkranz, daß Gregorovius noch über Jahre hinweg mit einem Corpsbruder der Masovia, Ernst Thiel, in brieflicher Verbindung gestanden haben muß, aber bislang sind keine Briefe aufgetaucht, die sich dieser Korrespondenz zuordnen ließen. Im Materialanhang findet sich schließlich ein Schreiben von Gregorovius aus Königsberg an den bereits in Italien befindlichen Freund Ludwig Borntträger, das nach den hier angewandten Grundsätzen keine Aufnahme in den Hauptteil finden konnte. Dieser letzte erhaltene Brief aus Königsberg nimmt allerdings so unmittelbar auf die bevorstehende Auswanderung Bezug, daß er nicht fortfallen sollte. Zu den Editionsgrundsätzen im übrigen vergleiche man den kritischen Bericht am Ende.